

ARKADIUSZ CHRUDZIMSKI

Quine, Meinong und Aristoteles.

Zwei Dimensionen der ontologischen Verpflichtung*

In den philosophischen Diskussionen, in denen das Problem des Quineschen Kriteriums der ontologischen Verpflichtung berührt wird, werden oft zwei verschiedene Auffassungen von ontologischer Verpflichtung miteinander vermischt. Die erste Auffassung konzentriert sich auf die Frage, wie eine Quantifizierung über *nicht-existierende Gegenstände* interpretiert werden soll. Wenn man das Quinesche Kriterium aus dieser Perspektive betrachtet, dann scheint es, daß der wichtigste Antagonismus, der die Position Quines definiert, zwischen ihm und Meinong besteht. Für die zweite Auffassung ist es hingegen viel wichtiger, was geschieht, wenn wir über *verschiedene ontologische Kategorien* quantifizieren. Wenn wir Quines Lehre in diesem Licht betrachten, dann richtet sie sich vor allem gegen Aristoteles. Wir glauben, daß beide Auffassungen ihre ontologische Wichtigkeit haben, sind aber überzeugt, daß die zweite Auffassung Probleme berührt, die philosophisch viel tiefer sind.

1. Quine und Meinong

Zumindest seit Platon und Aristoteles streitet man heftig darüber, welche Entitäten es in der Welt gibt. Sind es nur die konkreten Individuen oder muß man einen Bereich von allgemeinen Entitäten einführen? Reicht es, die Existenz von Eigenschaften anzunehmen, oder muß man dazu noch Relationen in Kauf nehmen? Sind wir gezwungen, angesichts der Nicht-Extensionalität der intentionalen Kontexte, spezielle Denkob-

* Der Aufsatz hat dem Seminar von Prof. Edgar Morscher (Salzburg) viel zu verdanken. Ich danke auch dem Gutachter der Zeitschrift *Metaphysica* für viele wertvolle Verbesserungsvorschläge, Dr. Johannes Brandl (Salzburg) für die sprachlichen Korrekturen und dem *Fonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung* (FWF) für seine finanzielle Unterstützung.

jekte einzuführen? Im Rahmen dieses Streites *behaupten* verschiedene Philosophen, daß das wahre Mobiliar der Welt *das und das* enthält. Kann man aber prüfen, ob eine solche Behauptung nicht nur ein emphatisches Glaubensbekenntnis des jeweiligen Philosophen darstellt, sondern auch durch seine Theorie impliziert wird? Gibt es eine Weise, in der man die ontologischen Verpflichtungen, die in einer Theorie tatsächlich involviert sind, entdecken kann?

Mit seinem Kriterium der ontologischen Verpflichtung wollte Quine eben ein solches Rezept geben. Der Ort, an dem die ontologischen Verpflichtungen ans Licht kommen, ist Quine zufolge das *Quantifizieren*. Vorausgesetzt, daß die in Frage kommende Sprache rudimentär logisch geordnet ist, könnten wir also die ontologischen Verpflichtungen einer Theorie ziemlich leicht identifizieren, und zwar indem wir schauen, über was man im Rahmen dieser Theorie quantifiziert.

Wenn dieses Kriterium tatsächlich funktionieren würde, wäre es ein exzellentes Beispiel dafür, wie eine logische Analyse der Sprache dunkle philosophische Fragen transparent machen kann. Quantifizierung als Interpretation der umgangssprachlichen Idiome „alle“, „einige“, „keine“ hat sich in der Tat in vielen Bereichen als eines der produktivsten Werkzeuge der philosophischen Analyse bewährt.¹ Was die Aristotelische Termenlogik mit Hilfe von vier Arten der Kopula ausgedrückt hat, können wir heute im Grunde mit einem einzigen Zeichen „ \exists “ (in verschiedenen Kombinationen) ausdrücken. Darüber hinaus erlaubt uns die Quantifizierung, auch Sätze mit Relationsprädikaten ohne Probleme zu übersetzen, was im Rahmen der Aristotelischen Termenlogik auf große Schwierigkeiten stößt.

Die technischen Möglichkeiten des neuen Werkzeugs zeigten sich schnell auch im Streit um ontologische Verpflichtungen. Russells Theorie der bestimmten Kennzeichnungen,² die explizit gegen Meinongs Theorie der nicht-existierenden Gegenstände gerichtet war, operierte extensiv mit Quantoren. Im Satz: „Der gegenwärtige König Frankreichs ist kahlköpfig“ brauchen wir uns Russell zufolge nicht einmal auf den (nicht-existierenden) gegenwärtigen König Frankreichs zu beziehen. Die logische Form dieses Satzes ist nämlich:

¹ Die zeitgenössische Logik verdankt die Quantoren Frege. Vgl. dazu Frege 1879. Peirce ist unabhängig von Frege auf dieselbe Idee gekommen.

² Russell 1905.

$\exists x(x \text{ ist der gegenwärtige König Frankreichs} \wedge x \text{ ist kahlköpfig})$.

Der angebliche Name „der gegenwärtige König Frankreichs“ wurde durch ein Prädikat („ist der gegenwärtige König Frankreichs“) ersetzt und alles, was man ansonsten sagen muß, ist, daß dieses Prädikat keinem Gegenstand zukommt.

Das Prädikat „ist der gegenwärtige König Frankreichs“ scheint zwar noch die Form „= *a*“ zu haben, in der immer noch der problematische leere singuläre Term „*a*“ vorkommt, das war aber nicht Russells Absicht. Die angeblichen Namen sollen durch echte Prädikate ersetzt werden. In Wirklichkeit muß also der Satz „Der gegenwärtige König Frankreichs ist kahlköpfig“ etwa wie folgt übersetzt werden:

$\exists x[x \text{ regiert gegenwärtig Frankreich} \wedge \forall y(y \text{ regiert gegenwärtig Frankreich} \supset y = x) \wedge x \text{ ist kahlköpfig}]$.

Russell glaubte, daß es neben den angeblichen Eigennamen, die in der beschriebenen Weise als bestimmte Kennzeichnungen zu analysieren sind, auch genuine Eigennamen gibt. Bei solchen genuine Eigennamen soll allerdings die Existenz des Designats garantiert sein.

Das ist auch einer der Gründe, warum die Form „= *a*“ in der Rolle eines Prädikats eher unerwünscht ist. Wenn nämlich der Name „*a*“ ein genuiner Eigenname ist, dann ist der Satz: „ $\exists x(x = a)$ “ logisch wahr. (Er folgt durch existentielle Generalisierung aus „ $a = a$ “.) Der nächste natürliche Schritt kann deshalb darin bestehen, daß man die Notwendigkeit von genuine Eigennamen überhaupt leugnet. Diesen Schritt hat Quine getan. Der Satz: „Sokrates denkt“ wird bei ihm beispielsweise zum Satz:

$\exists x[x \text{ sokratisiert} \wedge \forall y(y \text{ sokratisiert} \supset y = x) \wedge x \text{ denkt}]$;

und der Satz: „Pegasus fliegt“ soll als:

$\exists x[x \text{ pegasiert} \wedge \forall y(y \text{ pegasiert} \supset y = x) \wedge x \text{ fliegt}]$

gelesen werden.

Diese Übersetzung führt beinahe direkt zu Quines Kriterium. Wenn wir nämlich die Russellsche Idee der Eliminierung der Meinongschen nicht-existierenden Gegenständen genau unter die Lupe

nehmen, bemerken wir sofort, daß im Rahmen dieser Prozedur Prädikate von vornherein als *ontologisch harmlos* angesehen wurden. Russell betrachtete es nämlich als eine *Lösung* des Meinongschen Problems, wenn man alle leeren singulären Terme zugunsten der quantifizierten Variablen und Prädikate wegerklären kann. Dieselbe Überzeugung liegt auch der ganzen Philosophie Quines zugrunde. Solange ein Prädikat bloß als Prädikat fungiert (d.h. solange es *prädiziert* wird), stellt es kein ontologisches Problem dar. Prädikate dienen nur dazu die *Ideologie* einer Theorie, nicht ihre *Ontologie* auszudrücken.

Wenn aber einerseits die Prädikation generell als ontologisch unschuldig interpretiert wird und andererseits alle Individuenkonstanten als im Prinzip wegerklärbar betrachtet werden, dann stehen uns als der mögliche Ort, an dem sich die Ontologie einer Theorie offenbart, nur noch die quantifizierten Variablen zur Verfügung. *Zu sein* heißt dementsprechend *der Wert einer quantifizierten Variable zu sein*. Die einzig richtige Antwort auf die Frage, *was es gibt*, lautet also, wie uns Quine zu Anfang seines gleichnamigen Aufsatzes sagt, „alles“. Diese Antwort ist also trivial: „Es gibt, was es gibt“.³ Sie setzt aber etwas voran, was nicht trivial ist, nämlich daß es nur einen einzigen Sinn von „es gibt“ gibt, nämlich den, der in der Quineschen Notation durch Quantoren ausgedrückt wird.

Die Betonung der Quantifizierung als des eigentlichen Ortes, an dem die ontologischen Verpflichtungen zutage treten, wird natürlich nicht von allen Philosophen akzeptiert. So hat Gustav Bergmann sehr früh ein anderes Kriterium vorgeschlagen. Nach Bergmann stecken die ontologischen Verpflichtungen in den undefinierten deskriptiven Konstanten (in den singulären Termen und Prädikaten) einer „idealen Sprache“, und zwar unabhängig davon, über was man im Rahmen dieser Sprache quantifiziert.⁴ Eine solche ideale Sprache stellt für ihn ein unentbehrliches Vehikel der ontologischen Forschung dar. Denn die ontologische Analyse der realen Welt kann erst auf einem Umweg über die Analyse einer solchen idealen Sprache wirklich erfolgreich durchgeführt werden.⁵

³ Quine 1948, S. 1.

⁴ „*What there is or exists, in the sense in which ontology speaks of existence, is shown by the undefined descriptive constants of the ideal language.*“, Bergmann 1968, S. 92.

⁵ Vgl. „I call ‘ideal language’ a formally constructed linguistic schema that is complete, adequate, and, in a familiar sense, an idealization of our natural language. It is

Bergmanns Kriterium der ontologischen Verpflichtung hängt jedoch wesentlich mit dem sogenannten Bekanntschaftsprinzip (*principle of acquaintance*) zusammen, dessen Gültigkeit er für seine ideale Sprache voraussetzt. Bergmann fordert nämlich, daß man im Rahmen einer solchen Sprache erst dann eine deskriptive Konstante (einen Namen bzw. ein Prädikat) einführen darf, wenn uns das entsprechende Designat (bzw. ein Exemplifikationsfall davon) *bekannt ist*.⁶ Wäre diese Voraussetzung tatsächlich erfüllt, dann hätten wir eine Garantie, daß es in der idealen Sprache keine leeren Namen und keine unerfüllten Prädikate gibt.⁷

Diese Voraussetzung wollen wir aber im vorliegenden Kontext gerade *nicht* machen. Einerseits würde sie von vornherein alle Meinongschen Überlegungen als schiere Scheinprobleme ausschalten, die wir hier zumindest aus *systematischen* Gründen berücksichtigen müssen. Zweitens gibt es natürlich auch grundlegende Bedenken bezüglich der Plausibilität des Bekanntschaftsprinzips, auf die wir hier jedoch nicht eingehen werden. Wir nehmen also ziemlich dogmatisch an, daß die Idee Quines, die Quantifizierung sei die für die ontologischen Verpflichtungen wichtigste Struktur der Sprache, im Wesentlichen richtig ist. Wir werden uns aber Bemühen, die Mehrdimensionalität dieses Diktums klarzustellen.

Angesichts des explizit Anti-Meinongschen Charakters der Russell'schen Kennzeichnungstheorie, von der Quines Auslegung der ontologischen Verpflichtung so stark abhängt, liegt es nahe, die Position Quines mit der Philosophie Meinongs zu kontrastieren. Und in der Tat, ein eingefleischter Meinongianer würde die einfache Lösung Quines nie akzeptieren. Er möchte ja von den Gegenständen sprechen, die es nicht gibt. „Wer paradoxe Ausdrucksweise liebt,“ sagt uns Meinong, „könnte also ganz wohl sagen: es gibt Gegenstände, von denen gilt, daß es dergleichen Gegenstände nicht gibt [...]“⁸ Symbolisieren wir den Existenzquantor als

complete if ‘everything’ can be said in it; it is adequate if, by informally discoursing about it in ordinary English, we can dissolve all philosophical puzzles.”, Bergmann 1967a, S. 238.

⁶ „A name (of a particular) is to occur in a statement only if the particular named is known to the speaker. [...] An undefined predicate is to occur in a statement only if an exemplification of it is known to the speaker.”, Bergmann 1967a, S. 183 f.

⁷ „Proper names and undefined predicates, on the other hand, if they are introduced in concordance with the principle of acquaintance, do name something that is there.”, Bergmann 1967a, S. 53.

⁸ Meinong 1904, S. 490.

„ \exists “ und das Existenzprädikat als „ $E!$ “, können wir annehmen, daß Quine die folgende These aufstellt:

$$(Q) \quad \neg \exists x \neg E!x,$$

während Meinong gerade das Gegenteil behauptet:

$$(M) \quad \exists x \neg E!x.$$

Quine zufolge gibt es nur einen Sinn von „es gibt“ – den ontologisch verpflichtenden Sinn der Quantifizierung. Wenn wir also ein Existenzprädikat überhaupt einführen, dann ist die These (Q) beweisbar (und eben deswegen brauchen wir dieses Prädikat im Rahmen der Auffassung Quines nicht einzuführen).

Ganz anders ist es bei Meinong. Er braucht ein Existenzprädikat, dessen Bedeutung ungefähr dem umgangssprachlichen „existiert“ entspricht, gerade deswegen, weil es im Rahmen seiner Philosophie Gegenstände gibt, von denen das Prädikat „ $E!$ “ *falsch* ist. Der Sinn, in dem es solche nicht-existierenden Gegenstände gibt, wird in der Formel (M) durch den Existenz-Quantor widergegeben. Da es bei Meinong Gegenstände gibt, die *notwendigerweise* nicht existieren (wie z.B. ein rundes Dreieck), ist die These (M) bei Meinong (ähnlich wie (Q) bei Quine) beweisbar.

Freilich gibt es viele Probleme sowohl mit (Q) als auch mit (M). Zum einen ist nicht klar, ob Meinongs Gegenstandstheorie wirklich im Sinne von (M) interpretiert werden soll;⁹ und was (Q) betrifft, weiß man

⁹ Erstens ist unsere Formulierung von (M) zweideutig. Sie kann sowohl als eine ontologisch unverpflichtende Deutung des Existenzquantors gelesen werden, als auch als eine Ontologie-erweiternde These in dem Sinn, daß alle Meinongschen Gegenstände in einem Quineschen (ontologisch verpflichtenden) Sinn doch existieren. Die Gegenüberstellung von \exists und $E!$ würde in letzterem Fall eher eine Einschränkung des Gültigkeitsbereichs des Existenzprädikats bedeuten. Außerdem kann man versuchen, eine *free logic* Interpretation der Meinongschen Philosophie zu geben. Die Quantoren werden dann zwar als ontologisch verpflichtend interpretiert, aber es werden dennoch *leere singuläre Terme* zugelassen. (Die Regel: „ $Fa \supset \exists x Fx$ “ verliert konsequenterweise ihre Gültigkeit.) Eine solche Interpretation ist allerdings *prima facie* unplausibel. In den Schriften Meinongs finden wir nämlich sehr viele Äußerungen, die suggerieren, daß er über die nicht-existierenden Gegenstände *doch* quantifizieren will. Vgl. dazu Lambert 1983, S. 97, Routley 1980, S. 25.

nicht, in welchem Sinn man diese These Quine zuschreiben kann, da sie in seiner Sprache, die kein Existenzprädikat enthält, unformulierbar ist. Wir nehmen hier dennoch der Einfachheit halber an, daß die Gegenüberstellung von (Q) und (M) eine Möglichkeit darstellt, den Gegensatz zwischen Quine und Meinong verständlich zu machen, da es im Folgenden in erster Linie um einen anderen Aspekt der Diskussion um ontologische Verpflichtungen gehen wird.

2. Meinong und Aristoteles

Der Streit um das Quinesche Kriterium der ontologischen Verpflichtung wird nämlich allzu oft auf eine Entscheidung zwischen (Q) und (M) reduziert, wobei ein wichtiges Problem, das mit der Frage der Quantifizierung von nicht-existierenden Gegenständen direkt nichts zu tun hat, außer Acht bleibt. Es handelt sich um das Problem der Quantifizierung, die sich auf Entitäten bezieht (bzw. zu beziehen scheint), die zu *verschiedenen Kategorien* des Seienden gehören (etwa die Quantifizierung von Prädikaten- und Aussagenvariablen). Wir glauben, daß dieses Problem philosophisch viel wichtiger ist als das Problem, ob es in irgendwelchem Sinn einen goldenen Berg gibt.

Im Zusammenhang mit dem Quineschen Kriterium tauchen also *zwei Fragen* auf, die auseinander gehalten werden sollten. Die erste Frage lautet: Impliziert die Quantifizierung, wie es Quine wollte, ontologische Verpflichtungen bezüglich der Entitäten, auf die sich diese Variablen beziehen? Die zweite Frage ist hingegen: Selbst wenn das Kriterium Quines bezüglich der Individuenvariablen gilt – selbst wenn in diesem Fall die Quantifizierung wirklich ontologische Verpflichtungen impliziert –, gilt dasselbe auch dann, wenn wir über Eigenschaften, Relationen oder Sachverhalten sprechen? Existieren alle Entitäten, deren Existenz man berechtigterweise behaupten kann, im selben Sinne, oder ist das Seiende systematisch mehrdeutig? Die Antworten auf diese zwei Fragen lassen sich *prima facie* beliebig miteinander kombinieren, wodurch wir zunächst vier Möglichkeiten erhalten.

Dieses Einteilungsprinzip werden wir aber gleich ein wenig komplizieren müssen. Bezüglich der Frage des ontologischen Gewichts der Quantoren wird es nämlich günstig, von vornherein *drei* Positionen zu unterscheiden, und zwar (i) die Position jener Philosophen, die behaupten, daß *jede* Quantifizierung ontologisch bedeutsam ist, (ii) die Position jener, die eine solche ontologische Relevanz nur der Quantifizierung von

Individuenvariablen der niedrigsten Stufe zuschreiben, und schließlich (iii) die Position jener, die der Quantifizierung *generell jede ontologische Relevanz absprechen*. Wir erhalten dementsprechend die folgende Tabelle:

Welche Quantifizierung ist ontologisch verpflichtend?

		aller Stufen	der niedrigsten Stufe	keine
Entitäten von allen Kategorien sind (falls sie sind) in demselben Sinne (die These der Eindeutigkeit des Seienden)	Ja	(1) Quine Platon*	(2) nominalistischer Pseudo-Quine	(3) Meinong
	Nein	(4) Aristoteles	(5) Pseudo-Platon	(6)

In der oberen Reihe unserer Tabelle gilt die These der *Eindeutigkeit des Seienden* (EdS). Wie immer und was immer man quantifiziert, behauptet ein Philosoph, der sich in der oberen Reihe befindet, werden dadurch dieselben ontologischen Verpflichtungen in Kauf genommen. Sagt man, daß es eine Eigenschaft gibt, die von allen Architekten und von keinem Philosophen gehabt wird, dann behauptet man, daß diese Eigenschaft in einem Sinn existiert, der ontologisch genau so verpflichtend (oder genau so unverpflichtend) ist wie der Sinn, in dem es Architekten und Philosophen gibt.

In der unteren Reihe der Tabelle wird hingegen die These der *Mehrdeutigkeit des Seienden* (MdS) vertreten. Unabhängig davon, wie wir der Quantifizierung der Individuenvariablen gegenüberstehen, so behaupten die Philosophen in dieser Reihe, wird in einem Satz, der von der Existenz einer Eigenschaft, einer Relation oder eines Sachverhalts spricht, mit Sicherheit etwas anderes gesagt als in einem Satz, der von der Existenz von Architekten und Philosophen spricht. Der berühmteste Vertreter von MdS war natürlich Aristoteles.¹⁰

Die waagrechte Dreiteilung der Tabelle bezieht sich auf die Frage, ob wir für alle Arten von Variablen, nur für Individuenvariablen der niedrigsten Stufe, oder überhaupt nicht bereit sind, aus der Tatsache ih-

¹⁰ Vgl. z.B. *Metaphysik*, 1117a 7–32.

rer Quantifizierung irgendwelche ontologischen Konsequenzen zu ziehen.

Wer bereit ist, in jeder Quantifizierung ontologische Verpflichtungen zu sehen, der vertritt, wie wir im Folgenden sagen werden, eine *starke* Interpretation des Existenz-Quantors (\exists -STARK). Die These, daß die einzige Art der Quantifizierung, die ontologisch verpflichtend ist, die Quantifizierung von Individuenvariablen der niedersten Stufe ist, nennen wir eine *gemäßigte* Interpretation des Existenz-Quantors (\exists -MITTEL). Und wer selbst in der Quantifizierung von Individuenvariablen der niedrigsten Stufe keine ontologische Frage sieht, der wird als ein Anhänger einer *schwachen* Interpretation des Existenz-Quantors (\exists -SCHWACH) bezeichnet.

Es ist nicht schwer einzusehen, daß die Antworten auf diese zwei Fragen nicht nur logisch voneinander unabhängig sind, sondern auch aus historischen und systematischen Gründen auseinander gehalten werden sollten. Was Quine betrifft, so hält er sowohl an EdS als auch an \exists -STARK fest und befindet sich dementsprechend in Quadrat (1) unserer Tabelle. Einen typischen Meinongianer muß man hingegen in Quadrat (3) suchen. Er betrachtet Quantifizierung als ontologisch unverpflichtend bereits auf der niedrigsten Stufe (\exists -SCHWACH) und läßt das Quantifizieren von anderen ontologischen Kategorien zu, die genau so unverpflichtend ist (EdS).

Wir können uns aber ohne Probleme eine philosophische Position denken, die ihren Platz in Quadrat (4) oder (5) findet. Wer dort landet, der nimmt jede Quantifizierung, oder zumindest die Quantifizierung der niedrigsten Stufe, ontologisch ernst (\exists -STARK oder \exists -MITTEL), und glaubt dennoch, daß die Rede von der Existenz von Eigenschaften, die alle Architekten aber keine Philosophen haben, nicht denselben Sinn haben kann wie die Rede von der Existenz von Architekten und Philosophen. Ein Anhänger der letzteren Position könnte dabei zur Auffassung neigen, daß nur diejenigen Entitäten, auf die sich die Individuenvariablen der niedrigsten Stufe beziehen, im „wahren“ oder im „eigentlichen“ Sinn des Wortes existieren. Andere ontologische Strukturen, über die wir gelegentlich quantifizieren, existieren in einem viel schwächeren Sinn, so daß es vielleicht vom ontologischen Standpunkt harmlos ist, etwa über nicht-exemplifizierte Eigenschaften zu sprechen.

Diese Position, die wir unter (5) auflisten, nennen wir *pseudoplatonistisch*. Sie ist insofern der Position Platons ähnlich, als sie in der

Quantifizierung über nicht-exemplifizierte Eigenschaften keine Schwierigkeiten sieht. Der Grund dafür liegt allerdings darin, daß diese Quantifizierung (im Gegensatz zur Quantifizierung über Individuenvariablen der niedrigeren Stufe) als ontologisch unverpflichtend angesehen wird. Unser Pseudo-Platon kann also über nicht-exemplifizierte Eigenschaften quantifizieren, trotz der Tatsache, daß es solche Eigenschaften „eigentlich“ bzw. „strenggenommen“ *nicht gibt*.

Was den historischen Platon betrifft, so scheint es zunächst, daß er zusammen mit Quine in Quadrat (1) unserer Tabelle plaziert werden muß. Denn er betrachtete die Quantifizierung über nicht-exemplifizierte Eigenschaften nicht deswegen als unproblematisch, weil er sie als ontologisch unverpflichtend ansah, sondern weil er annahm, daß es solche Eigenschaften trotz der Tatsache ihres Nicht-Exemplifiziertseins *mit Sicherheit gibt* (und zwar im ontologisch völlig verpflichtenden Sinne). Man soll dabei allerdings nicht vergessen, daß der historische Platon gerade die Seinsweise der Individuen der niedrigsten Stufe als „schwächer“ bezeichnen würde. Deswegen haben wir in unserer Tabelle in Rubrik (1) nicht „Platon“, sondern „*Platon**“ eingetragen. Unser Platon* unterscheidet sich von dem historischen Platon eben dadurch, daß er auf die These des „schwächeren“ Seins der sinnlichen Dinge verzichtet. Die Individuen, die Ideen exemplifizieren, existieren bei ihm genau so stark wie diese Ideen. Unser Platon* entspricht also eher den zeitgenössischen Philosophen, die sich zur „starken Form des Platonismus“ bekennen, wie z.B. Chisholm oder Plantinga.¹¹ Den historischen Platon werden wir in unserem Aufsatz nicht berücksichtigen. Einerseits können wir auf die schwierigen exegetischen Fragen nicht näher eingehen¹² und andererseits

¹¹ Vgl. dazu z.B. Chisholm 1989, Chisholm 1992, Plantinga 1974.

¹² Die Frage, in welchem Sinn die Existenzweise der realen Individuen bei Platon „schwächer“ ist, ist keineswegs einfach zu beantworten. Platon sagt zwar oft, daß die sinnlichen Dinge „nur die Schattenbilder von Ideen“ sind, das kann aber auf zumindest drei verschiedene Aspekte hinweisen. (i) Platon beklagt sich oft, daß reale Dinge nur sehr *ungenau* Kopien von Ideen sind. Ein kreisförmiger Gegenstand entspricht nie einem idealen Kreis, zwischen einer realen Liebe und ihrem idealen Prototyp liegen immer Welten usw. (ii) Reale Dinge sind *veränderlich*, was dazu führt, daß sie durch eine einzige Idee prinzipiell nicht erfaßbar sind. Nach Platon soll dieser Umstand zusätzlich auch implizieren, daß es von derartigen Dingen nie ein echtes Wissen geben kann. Als Gegenstand von Wissen können nach ihm nur ewige Ideen fungieren. (iii) Die ontologische Distanz der sinnlichen Dinge von den Ideen besteht auch darin, daß die sinnlichen Dinge *material* sind – ein Aspekt der Platoni-

finden wir auch die Lehre vom schwächeren Sein der sinnlichen Dinge extrem unplausibel. Ihre Berücksichtigung würde also unsere Analyse nur unnötig komplizieren.

Wenn man die pseudo-platonische Position nicht akzeptiert und behauptet, daß der Sinn, in dem man von der Existenz einer Eigenschaft spricht, ontologisch zumindest so stark ist, daß es keine nicht-exemplifizierten Eigenschaften gibt,¹³ und wenn man trotzdem EdS ablehnt, dann kann man zur Auffassung gelangen, daß der Sinn, in dem es eine weiße Farbe eines Pferdes gibt, doch nicht so stark sein darf, daß man diese weiße Farbe irgendwie *neben* dem Pferd zum Mobiliar der Welt rechnen muß. Die Überlegungen dieser Art erinnern natürlich an Aristoteles und es ist in der Tat am natürlichsten, ihm den Platz in Rubrik (4) unserer Tabelle zuzuweisen.¹⁴

Es gibt noch zwei Positionen, die wir besprechen müssen. Das ist Position (2), die \exists -MITTEL mit EdS kombiniert. Diese Position ist für

schen Lehre, dessen Weiterentwicklung bei Aristoteles und bei den Neuplatonikern in zwei völlig verschiedene Richtungen geführt hat. Bei Aristoteles bedeutet die Zusammensetzung aus Form und Materie gerade den Umstand, daß wir es mit einer Substanz zu tun haben, d.h. mit einem Seienden, das im stärksten Sinn des Wortes existiert. Bei den Neuplatonikern erwirbt hingegen die Materialität einen stark privaten Charakter, etwa nach dem Prinzip: „Je mehr Materie desto weniger Sein“. Bei dieser Lehre spielen neben den ontologischen natürlich auch theologische Aspekte eine wichtige Rolle.

¹³ Das ist die Position von Aristoteles. Vgl. „Sind alle gesund, so ist Gesundheit, Krankheit aber nicht, entsprechend auch, wenn alles weiß ist, so wird Weiße sein, Schwärze dagegen nicht.“, *Kategorien*, 11, 14a 7–10.

¹⁴ Dieser historische Punkt ist allerdings nicht ganz klar. Aristoteles ist einerseits natürlich ein Vertreter (in der Tat – der Vater) von MdS und dementsprechend wird er auf jeden Fall in der unteren Reihe landen müssen. Andererseits sollen wir aber nicht vergessen, daß viele seiner mittelalterlichen Nachfolger von einer ontologisch nicht verpflichtenden *objektiven* Existenz im Verstand gesprochen haben, was wahrscheinlich als eine Position zu interpretieren ist, die \exists -SCHWACH akzeptiert. Wollten wir auch bei Aristoteles diese Konzeption finden, dann müßte er in Teil (6) unseres Schemas plaziert werden. Aristoteles hat in der Tat von einem besonders schwachem Sinne von „es gibt“ – *vom Seienden im Sinne des Wahren* – gesprochen. Das Seiende in diesem Sinn schließt er sogar aus dem Gebiet der Metaphysik aus. (Vgl. *Metaphysik*, 1028a 25–27) Diese Lehre kann aber auch so interpretiert werden, daß sie nur das Quantifizieren über *Aussagenvariablen* betrifft, sodaß Aristoteles wieder in Teil (4) plaziert werden kann. In Bezug auf Aristoteles gilt übrigens dasselbe, was wir in Bezug auf Platon gesagt haben: Exegetische Fragen können hier nicht beantwortet werden.

einen radikalen Nominalisten der Quineschen Prägung reserviert, der (im Gegensatz zu Quine, der zumindest Mengen akzeptiert) nur die Quantifizierung von Individuenvariablen der niedrigsten Stufe zuläßt. Wir haben aber noch Position (6), die MdS mit \exists -SCHWACH verbindet. Ein Anhänger dieser Position will aus keiner Art von Quantifizierung ontologische Konsequenzen ziehen und trotzdem behaupten, daß die Quantifizierung bei verschiedenen Kategorien unterschiedliche Bedeutung hat. Es ist nicht klar, ob diese Position noch einen ontologischen Sinn macht. Wenn nämlich das Quantifizieren generell als ontologisch unverpflichtend interpretiert wird, ist es schwer einzusehen, wie man noch von verschiedenen Seinsweisen dessen, was man quantifiziert, sprechen kann.

Eine nähere Betrachtung von Position (2) bringt noch einen interessanten Punkt zum vorschein, der eine weitere Komplizierung unserer Klassifikation erforderlich macht. Einige Positionen, wie z.B. diejenigen von Quine und von Meinong, sind nämlich im Grunde von der Frage, wie weit oder wie eng das ontologische Universum ist, unabhängig. Ein Quineaner kann ein Nominalist sein, der nur an konkrete Individuen wie Pferde und Affen glaubt, er könnte aber, ebenso wie Quine auch Mengen, oder sogar Eigenschaften und Propositionen anerkennen. Alles, was er dabei behaupten muß, ist nur, daß diese Mengen, Eigenschaften und Propositionen in genau demselben Sinn existieren wie Pferde und Affen und daß dieser Sinn ontologisch völlig verpflichtend ist. Dasselbe gilt für einen Meinongianer. Er kann an ein ebenso weites Universum glauben wie der historische Meinong, er kann aber auch behaupten, daß die Gegenstände, über die seine ontologisch unverpflichtenden Quantoren laufen, nur konkrete Individuen sind wie ein Pferd, ein Zentaur oder Zeus.

Ganz anders ist es, wenn man die These der Mehrdeutigkeit des Seienden vertritt. Diese These impliziert nämlich, daß es im ontologischen Universum *verschiedene* Kategorien von Entitäten gibt. Wir werden im Folgenden sagen, daß eine Ontologie, die nur eine einzige Kategorie umfaßt eine *enge Domäne* hat, während die mehrkategoriale Positionen als Ontologien mit *weiter* Domäne bezeichnet werden.

Auch Position (2) ist in dieser Hinsicht nicht neutral. Sie ist, wie gesagt, zum Nominalismus verpflichtet. Wer behaupten will, daß nur die Quantifizierung der niedrigsten Stufe eine ontologische Kraft hat und zugleich darauf besteht, daß das Seiende eindeutig ist, der kann natürlich

in seiner Domäne keine anderen Entitäten haben als die Individuen der niedrigsten Stufe.

Unsere Klassifikation wird also vollständiger, wenn wir noch die Gegenüberstellung von der engen und weiten Domäne berücksichtigen. Das Bild, das wir bekommen, sieht wie folgt aus:

Welche Quantifizierung ist ontologisch verpflichtend?

		aller Stufen	der niedrigsten Stufe	keine		
Eindeutigkeit des Seienden		(2) nominalistischer Pseudo-Quine		(3*) nominalistischer Pseudo-Meinong	enge Domäne	
		(1) Quine Platon*	X	(3) Meinong	weite Domäne	
Mehrdeutigkeit des Seienden		(4) Aristoteles	(5) Pseudo-Platon	X		
				(6) aristotelischer Pseudo-Meinong		

Die unterste Reihe der Tabelle bleibt unverändert, denn sie setzt, wie gesagt, ohnehin eine weite Domäne voraus. Änderungen ergeben sich in der oberen Reihe, die jetzt in zwei Reihen zerfällt. Ein Quadrat, das sich in der Mitte zwischen Quine (1) und Meinong (3) befindet, bleibt leer. Denn die Kombination (i) einer weiten Domäne, (ii) \exists -MITTEL und (iii) EdS ist, wie gesagt, widersprüchlich. Die pseudo-Quinesche nominalistische Position (2) erstreckt sich hingegen gleich auf *zwei* Quadrate. Wenn nämlich die Domäne eng ist (d.h. wenn sie nur die Individuen der niedrigsten Stufe enthält), dann impliziert die These, daß die Quantifizierung der Individuenvariablen der niedrigsten Stufe ontologisch verpflichtend ist, die These, daß *jede* Quantifizierung ontologisch verpflichtend ist (und die umgekehrte Implikation gilt natürlich ohnehin). Außerdem erhalten wir eine neue pseudo-Meinongsche nominalistische Position (Position (3*)) und wir sehen auch, daß die (wie gesagt, problematische) Position (6) als eine pseudo-Meinongsche Aristotelische Position klassifiziert werden kann.¹⁵

¹⁵ Man kann fragen, ob der historische Meinong nicht gerade in Quadrat (6) unserer Tabelle zu situieren wäre, da er in seinen Schriften doch explizit die Unterschei-

3. Gegen wen richtet sich Quines Kriterium?

Aufgrund unserer Klassifikation sehen wir, daß die Quinesche Deutung der ontologischen Verpflichtungen zumindest genau so stark gegen Aristoteles wie gegen Meinong gerichtet ist. Tatsächlich werden diese zwei Aspekte des Problems in vielen Diskussionen Quines miteinander vermischt. Betrachtet man freilich Quines Ausgangspunkt, nämlich die Radikalisierung der Russellschen Kennzeichnungstheorie, so scheint das Hauptziel seiner Angriffe doch die Meinongsche Theorie der nicht-existierenden Gegenstände zu sein. Und in der Tat, in vielen Schriften Quines finden wir explizite Verweise auf Meinong.

Außer Zweifel steht aber nur, daß Quine insofern ein Anti-Meinongianer ist, als er die Quantifizierung als ein geeignetes Ausdrucksmittel für den Existenzbegriff betrachtet. Er hält sowohl das Existenzprädikat „E!“ als auch einen ontologisch unverpflichtenden Existenz-Quantor für überflüssig. Wenn wir aber Quines *Argumente* gegen die Annahme der nicht-existierenden Gegenstände etwas genauer unter die Lupe nehmen, bemerken wir sofort, daß in diese Argumentation unbemerkt auch wichtige anti-Aristotelische Überlegungen einfließen. Quine betont nämlich wiederholt, daß die nicht-existierenden Gegenstände deswegen aus dem Bereich der Quantifizierung auszuschließen sind, weil es prinzipielle Schwierigkeiten mit ihren *Identitätsbedingungen* gibt. Wie könnten wir entscheiden, fragt Quine, wie viele mögliche Menschen es beim Eingang gibt?¹⁶ Solche Passagen zeigen klar, daß Quine derartige Gegenstände nicht nur für nicht-existierend, sondern auch für Entitäten hält, die seine Kategorientafel sprengen würden. Da ihre Identitätsbedingungen ganz anders sind als diejenigen, die für die konkreten Individuen gelten, haben wir es hier mit Entitäten zu tun, die zu einer ganz anderen ontologischen Kategorie gehören.

dung zwischen zwei Arten des (aktuellen) Seins einführt. Die Existenzweise, die für reale Gegenstände charakteristisch ist, heißt bei Meinong „Existenz“, die Existenzweise aller idealen Gegenstände wird als „Bestand“ bezeichnet. (Vgl. Meinong 1899, S. 394 f.) Trotz dieser terminologischen Unterscheidung behaupten wir, daß der Existenzbegriff bei Meinong grundsätzlich eindeutig bleibt. Der Unterschied, den Meinong durch diese Unterscheidung ausdrücken wollte, betrifft eher die Natur der betreffenden Gegenstände als ihre Existenzweise. Die ausführliche Argumentation für diese These würde allerdings den Rahmen dieses Aufsatzes sprengen.

¹⁶ Quine 1948, S. 4.

Das alles zeigt, daß die Interpretation des Quantifizierens über nicht-existierende Gegenstände, die Quine in seiner Kritik versuchsweise überprüft, keineswegs eine ontologisch unverpflichtende Quantifizierung ist, wie wir sie in der rechten Spalte unserer Tabelle finden. Wenn Quine von einer solchen Quantifizierung spricht, dann meint er in Wirklichkeit eine *ontologisch verpflichtende* Quantifizierung, die jedoch über Entitäten läuft, deren Identitätsbedingungen so unklar und eigenartig sind, daß in ihrem Fall selbst „Existenz“ irgendwie anders verstanden werden müßte. Da wir jedoch nur einen einzigen (eindeutigen) Existenzbegriff haben, wird eine solche Quantifizierung von Quine aus einer philosophisch präzisen Sprache verbannt.

Der Meinong, gegen den Quine argumentiert, ist also nicht ein Meinong, der die Quantoren ohne ontologisches Gewicht verwendet,¹⁷ sondern ein Meinong, der sein ontologisches Universum derart erweitert, daß man dort Entitäten findet, die in einem anderen Sinn existieren als unsere vertrauten konkreten Individuen. Ein solcher Meinong ist aber in unserem Schema eher in der Rubrik (4) zu situieren. Er hat viel mehr mit dem historischen Aristoteles als mit dem historischen Meinong zu tun.

In diesem Kontext können wir nun auch verstehen, worin eigentlich die Eindeutigkeit des Seienden besteht, die für die Philosophie Quines so wichtig ist. Sie besteht in den *kristallklaren extensionalen Identitätsbedingungen*, die laut Quine für konkrete Individuen und für Mengen charakteristisch sind.¹⁸

Selbst dann also, wenn Quine gegen Meinong zu argumentieren scheint, bleibt der anti-Aristotelische Aspekt seiner Kritik dominant. In Wirklichkeit ist es der anti-Aristotelismus, der der Quineschen Position eine tiefere Bedeutung gibt. Betrachten wir sein berühmtes Diktum:

(1) Zu sein heißt, ein Wert einer quantifizierten Variable zu sein.

¹⁷ Zur ontologisch unverpflichtenden Deutung von Quantoren vgl. Lejewski 1955, Lejewski 1970, Prior 1971, S. 35–48, Geach 1951, Alston 1958.

¹⁸ Diese Identitätsbedingungen sind „kristallklar“ natürlich nur dann, wenn wir die konkreten Individuen sozusagen als *ontologische Atome* betrachten. Sobald wir annehmen, daß sie eine *Struktur* haben, in der sich etwa physische Teile, wechselnde Eigenschaften oder zeitliche Phasen unterscheiden lassen, werden ihre Identitätsbedingungen ebenfalls zu einem heiklen Thema. Vgl. dazu Simons 1987, Wiggins 1980, Van Inwagen 1990.

Wenn dieses Diktum als ein Anti-Meinong'sches Postulat verstanden werden sollte, dann sollte es ausschließen, daß es irgendwelche nicht-existierenden Gegenstände gibt. Die Form (1) kann jedoch diese Aufgabe nicht erfüllen, denn sowohl in dem (nach Quine falschen) Satz: „Es gibt einen goldenen Berg“, als auch in dem (nach Quine wahren) Satz: „Es gibt keinen goldenen Berg“, als auch in dem Satz „Es wäre schön, wenn es einen goldenen Berg gäbe“, wird doch (nach der Quineschen Übersetzung) über den goldenen Berg quantifiziert.

Das Kriterium müsste also eher in folgender Weise umformuliert werden:

- (2) Zu sein heißt, ein Wert einer quantifizierten Variable zu sein, die in einem wahren, nicht negierten und nicht hypothetischen Satz auftritt.

Diese Form ist nicht nur zu kompliziert, um als ein philosophischer Slogan geeignet zu sein, sie gibt uns, da sie von den semantischen Eigenschaften des betreffenden Satzes spricht, auch kein einfaches syntaktisches Kriterium der ontologischen Verpflichtung, was Quine ohne Zweifel wollte.

In Quines Diktum geht es aber in Wirklichkeit nicht um Meinong. Was er durch seine Kurzformel (1) ausdrücken wollte, war vielmehr die Überzeugung, daß der Sinn, in dem wir von Existenz sprechen, (i) durch die Quantifizierung erschöpft wird und daß dieser Sinn (ii) genau derselbe ist, unabhängig davon, welche Art von Variable gerade quantifiziert wird.

Die Formel (1) sagt uns also keineswegs, daß es immer, wenn eine Variable quantifiziert wird, einen entsprechenden Gegenstand geben muß. Das hängt, wie bereits gesagt, von der logischen Form des betreffenden Satzes und von seiner Wahrheit ab. Was jedoch bei jeder Quantifizierung einer Variable der Kategorie *K* geschieht, ist die *Einführung der entsprechenden Kategorie in unsere Ontologie* (in unsere Domäne). Wiederholen wir noch einmal: Durch ein bloßes Quantifizieren ist die Existenz von einer Entität der Kategorie *K* keineswegs ausgemacht. Die Kategorie *K* kann auch *leer* sein. Nichtsdestoweniger fungiert sie, sobald wir einen Satz, in dem man über die Gegenstände der Kategorie *K* quantifiziert, als syntaktisch wohlgeformt betrachten, gewissermaßen als eine „Rubrik“ unserer Ontologie. Sie ist so etwas wie ein „Fach“, das zwar

leer sein kann, von dem es aber *sinnvoll* ist zu denken, daß sich in ihm etwas befindet.

Bei dieser Interpretation wird die Frage der ontologischen Verpflichtung tatsächlich zu einer rein syntaktischen Angelegenheit. Und man sollte dementsprechend eher von ontologischen Verpflichtungen einer *Sprache*, anstatt von ontologischen Verpflichtungen einer *Theorie* sprechen.

Bemerken wir noch, daß die Frage, ob eine in diesem Sinn „zugelassene“ ontologische Kategorie wirklich leer sein kann, keineswegs einfach zu beantworten ist. Wenn wir annehmen, daß das Universum des Diskurses irgendwelche Individuen der niedrigsten Stufe enthält, ist nicht klar, wie es sein könnte, daß es keine Eigenschaften, keine Mengen oder keine Sachverhalte umfaßt. Wenn es in unserer Domäne ein Individuum a gibt, dann haben wir automatisch die Menge $\{a\}$, die Eigenschaft, zur Menge $\{a\}$ zu gehören (die Eigenschaft $\dots \in \{a\}$), sowie den Sachverhalt, daß a zur Menge $\{a\}$ gehört (den Sachverhalt, daß $a \in \{a\}$). Diese Entitäten „haben wir“ in unserer Ontologie, sobald wir eine Sprache wählen, die uns die entsprechenden syntaktischen Mittel zur Verfügung stellt, mit denen wir uns auf die gewünschten Entitäten beziehen können. Noch interessanter wird es, wenn wir annehmen, daß unser Universum auf der Stufe der niedrigsten Individuen leer ist. Sollen wir sagen, daß in diesem Fall auch alle höheren Kategorien leer sind? Das scheint zweifelhaft zu sein, denn wir haben ja die leere Menge \emptyset (und, wenn man will, auch viele andere Mengen, nämlich $\{\emptyset\}$, $\{\{\emptyset\}, \emptyset\}$, $\{\{\{\emptyset\}, \emptyset\}, \emptyset\}$ usw.). Und auch in diesem Fall haben wir die entsprechende Eigenschaft, zu $\{\emptyset\}$ zu gehören (wie auch zu $\{\{\emptyset\}, \emptyset\}$, zu $\{\{\{\emptyset\}, \emptyset\}, \emptyset\}$ usw. zu gehören). Die entsprechenden Sachverhalte (wie z.B. der Sachverhalt daß $\{\emptyset\} \in \{\{\emptyset\}, \emptyset\}$) können natürlich ohne weiteres gebildet werden.

Das Quantifizieren von Variablen ist bei Quine *die einzige Weise* wie man sich auf etwas beziehen kann. Quine bemerkt selbst, daß unter dieser Voraussetzung die traditionellen ontologischen Streitfragen schwierig zu formulieren sind. Denn wenn wir in unserer Sprache über keinen Mechanismus verfügen, der uns erlaubt, über die Variablen einer bestimmten Art K zu quantifizieren, dann können wir, wie es scheint, nicht einmal sagen, daß wir die Entitäten der Kategorie K in unserer Ontologie nicht zulassen. Wenn wir hingegen fähig sind, die Variablen der Art K zu quantifizieren, dann ist die Kategorie K *eo ipso* Teil unserer On-

tologie (und wir brauchen keine besondere Ankündigung, daß sie soeben eingeführt wurde). Die ontologischen Probleme reduzieren sich damit gewissermaßen auf die Frage, welche Sprache man spricht, und befinden sich dementsprechend eher auf der Ebene *pragmatischer Entscheidungen*. Sie sind „externe Fragen“ im Sinne Carnaps.¹⁹

4. Die logische Form von quantifizierten Variablen

Die These der Eindeutigkeit des Seienden drückt sich bei Quine in Form einer Forderung an eine logisch korrekte Notation aus: alle Variablen, die sich für Quantifizierung eignen, müssen *Individuenvariablen* (d.h. Variablen der nominalen Form) sein. Wenn also bei Quine eine Quantifizierung über Eigenschaften zugelassen werden sollte, dann müßten die Prädikatvariablen zu diesem Zwecke zuerst *nominalisiert* werden.

Die Quantifizierung von Individuenvariablen der niedrigsten Stufe erfolgt in einer einfachen und direkten Weise. Aus der Form:

$$(3) \quad Fa$$

können wir ohne weiteres zur Form:

$$(4) \quad \exists x(Fx)$$

übergehen.

Eine analoge Quantifizierung von Prädikatvariablen:

$$(5) \quad \exists \phi(\phi a)$$

ist jedoch Quine zufolge syntaktisch nicht korrekt. Wenn wir über Eigenschaften quantifizieren wollen, dann müssen die Prädikatvariablen in Subjektposition auftreten. Sie müssen, mit anderen Worten, zu Individuenvariablen höherer Stufe gemacht werden, deren syntaktische Form eine Verbindung mit dem entsprechenden Prädikat höherer Stufe zuläßt.

Die Quinesche Entsprechung von (5) könnte also höchstens:

$$(6) \quad \exists \phi(a \text{ exemplifiziert } \phi)$$

¹⁹ Vgl. Carnap 1960, S. 206.

sein, wobei „exemplifiziert“ ein zwei-stelliges Prädikat ist, dessen syntaktische Form es erlaubt, den Namen eines konkreten Individuums (eines Individuums der niedrigsten Stufe) mit dem Namen einer Eigenschaft zu verbinden. Die Variable „ ϕ “ ist also in (6) eine Individuenvariable höherer Stufe.

Quine selbst will natürlich weder von Eigenschaften noch von ihrer Exemplifizierung sprechen, denn Eigenschaften befinden sich unter jenen Entitäten, die er aus seiner „Wüstenlandschaft“ vertrieben hat. Eine Sprache, die ein Quineaner ernst nehmen kann, muß eine *extensionale* Sprache sein. In einer solchen Sprache werden Eigenschaften als Mengen von konkreten Individuen interpretiert²⁰ und (6) wird konsequenterweise zu:

$$(7) \quad \exists \phi (a \in \phi).$$

Diese syntaktischen Beschränkungen haben einige philosophisch wichtige Konsequenzen zur Folge. Erstens, da die quantifizierten Variablen immer im Kontext der Prädikation auftreten, sind die Prädikate, die in einer Sprache als ontologisch nicht-thematisiertes Ausdrucksmittel vorkommen, immer sozusagen „um eine Stufe höher“ als die quantifizierten Variablen, die die Ontologie der Sprache definieren. Das ist der Grund, warum Quine so hartnäckig auf der ontologischen Unschuld der „Prädikatenideologie“ besteht. Wenn die Prädikatsvariablen nach dem Muster (5) quantifiziert werden könnten, gäbe es eigentlich keinen Grund dafür und die Unschuld wäre *prima facie* dahin.

Wir wollen nicht behaupten, daß die einheitliche syntaktische Form, die die quantifizierten Variablen bei Quine annehmen, die These der Eindeutigkeit des Seienden *erzwingt*, es ist jedoch unbestreitbar, daß sie diese These *nahelegt*. Die Tatsache, daß, immer wenn Variablen höherer Stufe quantifiziert werden, entsprechende Prädikate höherer Stufe eingeführt werden müssen, die prinzipiell nicht-quantifizierbar sind, legt den Schluß nahe, daß diese Variablen höherer Stufe sich im Rahmen einer Quantifizierung ganz ähnlich verhalten wie die Individuenvariablen der niedrigsten Stufe. Betrachten wir noch einmal die (von Quine nicht zugelassene) Form:

$$(5) \quad \exists \phi (\phi a).$$

²⁰ Wir behaupten nicht, daß das eine *richtige* Interpretation ist.

In dieser Form quantifiziert man über eine Variable, die nicht mehr in der Subjekt-Position, sondern in der Prädikat-Position steht. Zu ihrem Bereich gehören nicht Entitäten, *von denen* man etwas aussagt, sondern Entitäten, *die* von anderen Entitäten *ausgesagt werden*. Der Gedanke, daß die Quantifizierung in diesem Fall etwas ganz anderes bedeuten muß als im Fall der Quantifizierung der Individuenvariablen, drängt sich daher auf.²¹

Nach Quineschen Richtlinien muß man aber anstatt (5) die Form:

(6) $\exists\phi(a \text{ exemplifiziert } \phi)$

(bzw. ihre extensionalisierte Version mit dem \in -Prädikat) verwenden, in der die Variable „ ϕ “ syntaktisch eine Individuenvariable ist. Sie bezieht sich jetzt auf „nominalisierte“ Eigenschaften (bzw., im Fall der \in -Form, auf Mengen). Eigenschaften werden jetzt als Entitäten aufgefaßt, die in einer Relation (des Exemplifiziert-Werdens) zu anderen Entitäten stehen, wobei diese Entitäten ontologisch auf der gleichen Ebene angesiedelt sind, wie die syntaktische Gleichartigkeit der Variablen erkennen läßt. (Dasselbe gilt natürlich für Mengen, wobei wir anstatt der Exemplifizierungsrelation die \in -Relation haben.)

Das Bild, das uns vorgeschlagen wird, operiert also mit zwei Arten von Entitäten, die sozusagen nebeneinander auftreten und die lediglich durch die Relation der Exemplifizierung (bzw. die \in -Relation) verbunden werden. In dieser Situation wäre es *prima facie* unverständlich, wenn man den Sinn, in dem diese zwei Kategorien von Entitäten existieren, scharf trennen wollte.

5. *Ontologie und Logische Analyse der Sprache*

²¹ Prior (1971) argumentiert z.B., daß sich die syntaktische Position einer Aussagenvariable in intentionalen Kontexten der Art „S glaubt daß p“ nicht nominalisieren läßt. Ein intentionaler Kontext hat Prior zufolge die syntaktische Form „S / glaubt daß / p“, wobei die Konjunktion „glaubt daß“ zur syntaktischen Kategorie *s/n,s* gehört (sie verbindet einen Namen mit einem Satz). Die Leseart „S / glaubt / daß p“, die den Satz „p“ zur Form „daß p“ nominalisiert und die Konjunktion „glaubt“ als zur syntaktischen Kategorie *s/n,n* gehörend interpretiert, ist nach Prior philosophisch verfehlt. Vgl. Prior 1971, S. 35 f. Prior schreibt: „To be a value of a bound variable is to be’ is just a piece of unsupported dogma [...]“, Prior 1971, S. 48.

Es sind natürlich philosophische Positionen denkbar, die eine ontologisch verpflichtende (und eindeutige) Quantifizierung vertreten, ohne ein Exemplifizierungsprädikat einzuführen, und auch solche, die auf der Mehrdeutigkeit des Seienden trotz der Einführung eines solchen Prädikats bestehen. Dieser Umstand bestätigt das, was wir im letzten Abschnitt bereits gesagt haben. Es ist nicht der Fall, daß die einheitliche syntaktische Form, die die quantifizierten Variablen bei Quine annehmen, die These der Eindeutigkeit des Seienden in irgendwelcher Weise *erzwingt*.

Man darf nämlich nicht vergessen, daß die syntaktische Form einer Aussage unter Umständen eine vom ontologischen Standpunkt rein oberflächliche Eigenschaft der Ausdrucksweise sein kann. Demnach wäre die Frage, ob man nur Individuenvariablen oder auch Prädikativvariablen quantifiziert, eine Frage, die zunächst nur die Syntax betrifft. Die ontologischen Entscheidungen würden hingegen erst dann getroffen, wenn man zu erklären versucht, wie die Sätze von einer bestimmten syntaktischen Struktur durch ontologische Strukturen in der Welt wahr gemacht werden (d.h. wenn man die Semantik der Sprache festlegt). Ob zwischen der Struktur der Wahrheitsträger und der Wahrmacher irgendeine Form von Isomorphie bzw. Homomorphie besteht, bliebe zunächst offen.²²

Diese Beobachtung ist nicht ganz falsch. Dennoch ist die Quinesche These, daß die syntaktische Position, die sich zur Quantifizierung eignet, einzig und allein die Position einer Individuenvariable ist, nicht ohne ontologische Bedeutung. Was man sich nämlich in erster Linie be-

²² Dieser Punkt wurde sehr eingehend von Sellars (1979, S. 19–25) erörtert. Sellars führt eine sehr tolerante Quantifizierung ein. Er benutzt nicht nur Individuenvariablen („something“), sondern auch Artvariablen („somesort“), Adjektivvariablen („somehow“) und Aussagenvariablen („somewhat“) und behauptet, daß die Quantifizierung als solche noch keine ontologischen Verpflichtungen involviert. Die verschiedenen Variablen brauchen dabei nicht zu Individuenvariablen höherer Stufe gemacht zu werden. Im Besonderen ist die Form: (A) „ $(\exists f)(fa)$ “ nach Sellars absolut in Ordnung. Wenn wir diese Form als: (B) „ $(\exists x)(x \text{ ist eine Eigenschaft und } a \text{ hat } x)$ “ uminterpretieren, dann entsteht eine starke Tendenz, aus (B) ontologische Konsequenzen zu ziehen. Das bedeutet jedoch, daß die Quantifikationstheorie ihre Kompetenzen überschreitet. (Sellars 1979, S. 32) Die Formen (A) und (B) sind logisch equivalent, und die Entscheidung, wo die ontologischen Verpflichtungen tatsächlich liegen, kann erst im Rahmen der semantischen Untersuchungen getroffen werden, in denen man die Relationen zwischen der Sprache und der Welt untersucht.

wußt sein muß, ist die Tatsache, daß die Sprache, die Quine untersucht, nicht *irgendeine* Sprache ist, sondern die Sprache, die er als *logisch analysiert* betrachten will. Sie ist als eine „ideale Sprache“ gedacht, wie sie Bergmann als geeignetes Mittel der ontologischen Analyse der realen Welt betrachtete.

Wenn wir uns ensthaft fragen, worin eine solche logische Analyse besteht, die die Oberflächengrammatik der Sprache durch ihre logische Form ersetzt und dadurch zu einer „idealen“ Sprache macht, dann wird uns schon nach kurzem Nachdenken klar, daß eine solche Analyse zum größten Teil geleitet wird durch unsere Auffassung, wie die *Semantik* der in Frage kommenden Sprache aussieht. Der Hauptzweck, dem eine logische Analyse dient, besteht darin, daß man die Wahrheitsbedingungen der Sätze möglichst transparent zu machen versucht; das heißt, daß die Wahrheitsbedingungen durch die bloße syntaktische Struktur offensichtlich werden sollen.

Das kann man an vielen Beispielen zeigen. Warum werden in einer „logisch analysierten“ Sprache gerade Konjunktion, Disjunktion, Implikation und Negation als die sogenannten „logischen Konstanten“ ausgezeichnet? Der Grund dafür liegt natürlich darin, daß diese Konstanten einerseits „ungefähr“ dem umgangsprachlichen „und“, „oder“ und (in einem wesentlich geringerem Maße) dem Idiom „wenn... dann...“ entsprechen, andererseits aber erfreulich einfache Wahrheitstabellen haben, die uns erlauben, die semantischen Werte der zusammengesetzten Sätze aufgrund der semantischen Werte ihrer Konstituenten zu kalkulieren. Eine ähnliche Situation haben wir im Fall der Quantoren. In der Umgangssprache gibt es eine ganze Familie von verwandten Ausdrücken, wie „alle... sind...“, „einige... sind...“, „keine... sind...“ usw., die die Wahrheitsbedingungen der jeweiligen Sätze zunächst ziemlich unübersichtlich machen. Das Projekt, alle diese Konstruktionen durch ein einziges Zeichen „ \exists “ (in verschiedenen Kombinationen) zu ersetzen, zusammen mit der Annahme, daß dieses Zeichen ungefähr dem umgangsprachlichen Idiom „es gibt ein... so daß...“ entspricht, hat eben den Zweck, daß man dadurch die Semantik dieser Konstruktionen viel durchsichtiger machen kann. Schon die bloße Syntax der Aussage sagt uns jetzt, wonach man in der Welt suchen muß, wenn man sich für die Wahrheit einer Aussage interessiert.

Obwohl also die syntaktische Form einer Aussage im Allgemeinen tatsächlich eine vom ontologischen Standpunkt gesehen rein oberflächli-

che Eigenschaft der Ausdrucksweise sein kann, ist es auch unbestritten, daß sie in einer logisch analysierten Sprache *es nicht sein sollte*. Wenn es manchmal tatsächlich so passiert, dann ist es ein Signal, daß die logische Analyse in diesem Punkt nicht ganz gelungen ist. Eine logische Analyse der Sprache ist also in diesem Sinne immer durch semantische Einsichten geleitet. Und als solche ist sie immer ontologisch interessant.

In diesem Licht kann man Quines Entscheidung, nur die Individuenvariablen als quantifizierbare Positionen zuzulassen, als ein syntaktisches Mittel betrachten, das dem Sprecher klar machen soll, wie die semantischen Beziehungen zwischen den betreffenden Sätzen und der wahrmachenden Realität tatsächlich verlaufen. Die Tatsache, daß die quantifizierbare Position immer syntaktisch dieselbe ist, kann dementsprechend als eine „Visualisierung“ der Tatsache, daß alle Entitäten, die wir in unserer Ontologie brauchen, denselben ontologischen Status haben, interpretiert werden. Die These der Eindeutigkeit des Seienden wird dadurch in einer natürlichen Weise syntaktisch transparent gemacht.

6. Exemplifizierung

Wir haben oben bemerkt, daß man sich ohne Probleme eine philosophische Position denken kann, die die These der Mehrdeutigkeit des Seienden mit der Einführung eines Exemplifizierungsprädikats kombiniert. Als Beispiel dafür kann wahrscheinlich die Ontologie Gustav Bergmanns dienen.²³ Dieser Fall ist für unsere Untersuchung zusätzlich insofern von Bedeutung, als Bergmann nicht bloß ein Exemplifizierungsprädikat, sondern auch einen entsprechenden Exemplifizierung-Nexus zwischen der Eigenschaft und dem („nackten“) Substrat postuliert. Die Interpretation, nach der sich das Exemplifizierungsprädikat bei Bergmann sozusagen „aus einem bloßen Versehen“ findet, scheint daher prinzipiell unzulässig. Der syntaktischen Struktur wurde hier deutlich eine ontologische Struktur zugeordnet. Das Exemplifizierungsprädikat kann deshalb nicht ohne

²³ Es ist nicht ganz klar, ob Bergmann die These der Mehrdeutigkeit des Seienden tatsächlich vertritt. Er hat zwar in seiner Ontologie *verschiedene Kategorien* von Entitäten; die Frage ist jedoch, ob der Sinn, in dem diese Entitäten existieren, auch verschieden ist. Die Antwort Bergmanns auf diese Frage ist keineswegs eindeutig. Vgl. „Existence is univocal. So the tradition insists; and, of course, it is right. [...] Yet, the differences among some of the several existents [...] are very great indeed.“, Bergmann 1992, S. 43.

Weiteres als eine rein oberflächliche syntaktische Eigenschaft der Bergmannschen Sprache bagatellisiert werden.

Dennoch vertritt Bergmann, wie es scheint, die These der Mehrdeutigkeit des Seienden, was aufgrund der vorangehenden Überlegungen zur Funktion einer idealen Sprache eigentlich nicht der Fall sein sollte. Ist also Bergmann in diesem Punkt etwa inkonsequent? Ich glaube, ja. Das Problem liegt allerdings nicht in der These der Mehrdeutigkeit des Seienden, sondern eher im Exemplifizierungsprädikat. Es handelt sich daher nicht um Unklarheiten in Bergmanns Ontologie, sondern um eine irreführende Notation.

Um diese Antwort zu verstehen, müssen wir uns daran erinnern, daß die Exemplifizierung bei Bergmann keine normale Relation, sondern ein *ontologisch primitiver Nexus* ist.²⁴ Das ist ein sehr wichtiger Punkt seiner Theorie, den er wiederholt betont. Die Exemplifizierung darf nicht als eine normale Relation betrachtet werden, weil wir in diesem Fall mit einem Bradleyschen Regreß von Exemplifizierungen immer höherer Stufe rechnen müßten.²⁵ Das Argument ist bekannt. Möchten wir den Satz „Sokrates denkt“ als „Sokrates exemplifiziert Denktätigkeit“ übersetzen, und würden wir dabei das Prädikat „exemplifiziert“ ähnlich wie andere Relationsprädikate („schlägt“, „ist größer als“ usw.) betrachten, dann müßte der Satz „Sokrates exemplifiziert Denktätigkeit“ so aufgefaßt werden: „Das geordnete Paar <Sokrates, Denktätigkeit> exemplifiziert die Relation der Exemplifizierung“. Wir haben hier schon die Exemplifizierung zweiter Stufe, die zwischen dem geordneten Paar <Sokrates, Denktätigkeit> und der Exemplifizierung erster Stufe besteht, und die Fortsetzung der Geschichte ist nicht schwer vorherzusagen.²⁶ Der Exemplifizierungsnexus ist also keine Relation. Er ist eine ontologisch primitive Verknüpfung, in Bezug auf die man nicht mehr sinnvoll fragen kann, wie sie mit den Entitäten, die durch sie verknüpft sind, ontologisch verbunden ist.

Deshalb ist es wichtig zu verstehen, daß Bergmanns Exemplifizierungsprädikat, selbst wenn es sich äußerlich als ein ganz normales Prädikat präsentiert, keineswegs als ein normales Prädikat betrachtet

²⁴ Vgl. dazu Bergmann 1964, S. 87f., Bergmann 1967b, S. 9, 11, 26.

²⁵ Vgl. dazu Bergmann 1964, S. 87f. Vgl. auch Armstrong 1978, Vol. 1, S. 108–111, Armstrong 1997, S. 118.

²⁶ Nicht alle Philosophen betrachten einen solchen Regreß als ontologisch wirklich gefährlich. Vgl. Wolterstorff 1970, S. 102.

werden darf. In diesem Punkt wird seine notation irreführend. Wenn man sich nämlich so viel Mühe gibt, die Eigenart des Exemplifizierungsnexus klar zu machen, sollte man doch die gewonnene Erkenntnis in die Syntax einbauen, und zwar vor allem dann, wenn man nach einer ontologisch transparenten „idealen Sprache“ strebt. Mit anderen Worten: Man sollte für den Exemplifizierungsnexus ein Ausdrucksmittel finden, das nicht so leicht mit einem normalen Prädikat verwechselt werden kann. Vielleicht könnte man diesen Zweck erreichen, indem man nicht ein besonderes Zeichen (zusammen mit den ausführlichen Erklärungen zu seiner ungewöhnlichen Syntax) einführt, sondern indem man für diese Rolle eine graphische Zusammenfügung (*concatenation*) von einem singulären Term und einem Prädikat reserviert, so wie es unsere Umgangssprache seit langem tut.²⁷

Zur Verteidigung Bergmanns ist jedoch zu betonen, daß die Abwesenheit eines speziellen Exemplifizierungsprädikats typischerweise gerade dazu führt, daß man den Exemplifizierungsnexus in seiner Eigenart überhaupt übersieht. Eines der wichtigsten Anliegen Bergmanns war es aber, für die Notwendigkeit eines solchen Nexus zu plädieren,²⁸ und daraus läßt sich auch seine Notation erklären.

²⁷ Vgl. dazu auch Sellars 1979, S. 55: „Exemplification is a *tie* and not a relation. It can be only expressed by placing the name of the universal and the appropriate number of names of particulars n , in a conventional $(n+1)$ -adic relation.“ Sellars beruft sich hier übrigens explizit auf Bergmann! (ibid.) Sellars will diese Technik auf alle Prädikate ausdehnen, wodurch man, wie er glaubt, eine Erklärung der ontologischen Harmlosigkeit von Prädikaten erhält, die besser ist als das Quinesche Verbot der Quantifizierung. Vgl. Sellars 1979, S. 59. Die Idee, daß man alle Prädikate im Grunde durch Konfigurationen von Namen ersetzen kann, hat er natürlich aus Wittgensteins *Tractatus* übernommen.

²⁸ Das gilt allerdings nur für eine (wichtige) Phase in der Entwicklung der Ontologie Bergmanns. Der späte Bergmann geht zu einer Aristotelischen Auffassung über, die ein Gegenstand als ein *compositum* aus einer Art-Form und einem *principium individuationis* sieht, wobei man jedoch keinen extra Nexus zu postulieren braucht, der diese beiden Aspekte verbindet. Vgl. „A simple is a composite of two; one is an ultimate sort; the other, an item. The latter is a mere ‘individuator’. [...] What [...] holds the item and the ultimate sort of a thing together? Nothing does. They are totally ‘inseparable’ from, and ‘dependent’ on, each other.“, Bergmann 1992, S. 56. „It does not take much learning to recognize in this ‘innovation’ Aristotle’s composition of a substance out of form and matter; or, rather, in the manner of Aquinas, out of an essence and a bit of *materia signata*.“, ibid., S. 57.

Als wichtige Moral können wir an dieser Stelle festhalten, daß es eine vom ontologischen Standpunkt aus ideale Sprache vermutlich nicht gibt. So wie man im Fall des Exemplifizierungsprädikats gewissermaßen zwischen einer Reifizierung und einer Verschleierung des Exemplifizierungsnexus oszillieren muß, so wird es wahrscheinlich auch in vielen anderen Fällen sein.

Soviel zu Bergmann. Was hingegen bei Quine geschieht, ist gewissermaßen die Gleichsetzung des Exemplifizierungsnexus (oder seiner extensionalen Entsprechung \in) mit anderen Relationen. Das Exemplifizierungsprädikat (bzw. das \in -Prädikat) unterscheidet sich syntaktisch nicht von anderen Prädikaten, und der syntaktische Standpunkt ist bei Quine das Einzige was zählt. Es gibt also grundsätzlich zwei Möglichkeiten: Entweder werden alle Prädikate ontologisch ernst genommen, was dazu führt, daß auch die Exemplifizierung „reifiziert“ wird, oder man besteht darauf, daß das Exemplifizierungsprädikat keine neue ontologische Kategorie einführt, was dann aber auch für alle anderen Prädikate gelten muß. Quine entscheidet sich natürlich für die zweite Position. Alle Prädikate sind ontologisch unschuldig und sie werden gerade deshalb als für die Quantifizierung ungeeignet angesehen.

7. Platon und Aristoteles

Wenn das bisher Gesagte im Wesentlichen richtig ist, dann scheint es, daß die zwei wichtigsten Weltauffassungen der westlichen Kultur ein Pendant finden in den zwei Weisen, wie man über Eigenschaften quantifizieren kann. Es handelt sich dabei um das Platonische und das Aristotelische Weltbild. Die Quinesche „nominalisierende“ Quantifizierung, die Eigenschaften explizit zu Entitäten macht, die auf die gleiche Ebene zu stellen sind wie konkrete Individuen, und die eine Exemplifizierungsrelation einführt, gehört zum Platonischen Weltbild, in dem die (allgemeinen) Eigenschaften einen zusätzlichen Bereich „neben“ den konkreten Individuen bilden.²⁹ Die Tatsache, daß das Bestehen der Exempli-

²⁹ Das Platonische Weltbild wird hier nach den Richtlinien unseres (vom historischen Standpunkt vereinfachten) Platon* skizziert, bei dem die These des schwächeren Seins der sinnlichen Dinge ausfällt. Diese Prozedur halten wir deshalb für gerechtfertigt, weil das gerade diejenige These ist, die man heute bei den „platonisierenden“ Philosophen kaum noch findet. Insofern ist sie inzwischen aus dem Platonischen Weltbild verschwunden.

fizierungsrelation zwischen diesen zwei Arten von Entitäten im Rahmen einer Quantifizierung der Form (6) im Gegensatz zur Quantifizierung der Form (5) extra „bestätigt“ werden muß, läßt übrigens die Tendenz verstehen, die Eigenschaften als im Prinzip *ontologisch unabhängig* von konkreten Individuen aufzufassen. Für Platon gilt nämlich, daß es unexemplifizierte Eigenschaften gibt:

$$(8) \quad \exists\phi[\neg\exists x(x \text{ exemplifiziert } \phi)].$$

Die von Quine verbannte Quantifizierung der Art (5) paßt hingegen zur Position von Aristoteles (oder zumindest zu einer möglichen Interpretation seiner Position), nach der der Sinn, in dem es Eigenschaften oder Relationen gibt, mit dem Sinn, in dem es konkrete Individuen gibt, keineswegs gleichzusetzen ist. Die Formen:

$$(4) \quad \exists x(Fx)$$

und

$$(5) \quad \exists\phi(\phi a)$$

sind dementsprechend nicht als Konstruktionen zu interpretieren, die sich auf zwei verschiedene Arten von Entitäten beziehen, die im selben Sinne existieren. Sie sind vielmehr zwei Beschreibungen derselben Realität *von zwei verschiedenen Seiten* oder *aus zwei verschiedenen Perspektiven*.³⁰ Was im primären Sinn existiert, sind Aristoteles zufolge konkrete Individuen, die er als *erste Substanzen* bezeichnet. Solche Substanzen haben zwar eine innere Struktur, die ontologisch ernst zu nehmen ist; wenn wir aber die Teile einer solchen Struktur aufzählen und beschreiben, dürfen wir sie nicht als im selben Sinne existierend betrachten. Das Seiende wird also systematisch mehrdeutig (*analog*) ausgesagt,³¹ wobei die genaue Bedeutung dieser Analogie erst durch das Verstehen aller komplizierten Abhängigkeitsverhältnisse innerhalb einer konkreten Substanz eruiert werden kann. Alles, was ist, ist entweder eine Substanz oder

³⁰ Es scheint, daß diese Interpretation einer der Hauptgedanken von Alston 1958 ist.

³¹ Vgl. *Metaphysik*, 1003a 33–1003b 19.

von einer Substanz irgendwie seinsabhängig.³² Die gesamte Aristotelische Metaphysik kann als minuziöse Entfaltung dieses leitenden Prinzips angesehen werden.

Die These von Aristoteles, daß es keine unexemplifizierten Eigenschaften gibt:

$$(9) \quad \neg \exists \phi [\neg \exists x (\phi x)]$$

wird bei dieser Interpretation leicht verständlich.

ABSTRACT

Quine claimed that to be is is to be a value of a bound variable. In the paper we assume that this claim contains an important philosophical insight and investigate its background. It is argued that there are two dimensions involved in Quine's slogan: (i) the distinction between existing and non-existing objects and (ii) the question of the systematic ambiguity of being that can be traced back to Aristotle. At the first sight it is tempting to construe Quine's criterion according to the first dimension. In this light it appears as an anti-Meinongian device and the Russelian roots of Quine's philosophy make this interpretation *prima facie* plausible. However, it is argued that it is the anti-Aristotelian line which is dominant in Quine's philosophy, and which is ontologically much more interesting.

BIBLIOGRAPHIE:

Aristoteles,

(1980) *Metaphysik*, Griechisch-Deutsch, Bd. I/II, Hamburg: Meiner.

(1998) *Kategorien, Hermeneutik (Organon, Bd. 2)*, Griechisch-Deutsch, Hamburg: Meiner.

Armstrong, David Malet,

(1978) *Universals and scientific realism*, Vol. 1/2, Cambridge: Cambridge University Press.

(1997) *A World of States of Affairs*, Cambridge: Cambridge University Press.

Alston, William P.,

(1958) „Ontological Commitments“, *Philosophical Studies*, 9 (1958), 8–17.

Bergmann, Gustav,

(1964) „Meaning“, in: G. Bergmann, *Logic and Reality*, Madison, WI: University of Wisconsin Press, 85–97.

³² Vgl. *Metaphysik*, 1003b 6–10, 1028a 10–20.

- (1967a) *The Metaphysics of Logical Positivism*, Madison, Milwaukee, and London: The University of Wisconsin Press.
- (1967b) *Realism. A Critique of Brentano and Meinong*, Madison, Milwaukee, and London: The University of Wisconsin Press.
- (1968) *Meaning and Existence*, Madison, Milwaukee, and London: The University of Wisconsin Press.
- (1992) *New Foundations of Ontology*, ed. by William Heald, foreword by Edwin B. Allaire, Madison, Wisconsin and London: The University of Wisconsin Press.
- Chisholm, Roderick M.,
 (1989) *On Metaphysics*, Minneapolis: University of Minnesota Press.
 (1992) „The Basic Ontological Categories”, in: Mulligan 1992, 1–13.
- Frege, Gottlob,
 (1879) *Begriffsschrift, eine der arithmetischen nachgebildete Formelsprache des reinen Denkens*, Halle a.d.S.: Verlag von L. Nebert; zweite Aufl. mit E. Husserls und H. Scholz' Anmerkungen hrsg. von Ignacio Angelelli, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1964.
- Geach, Peter,
 (1951) „On What There Is”, *Proceedings of the Aristotelian Society, Suppl. Vol.*, 25 (1951).
- Lambert, Karel,
 (1983) *Meinong and the Principle of Independence: Its Place in Meinong's Theory of Objects and its Significance in Contemporary Philosophical Logic*, Cambridge: Cambridge University Press.
- Lejewski, C.,
 (1955) „Logic and Existence”, *The British Journal for the Philosophy of Science*, 5 (1955), 104–119.
 (1970) „Quantification and Ontological Commitment”, in: W. Yourgrau/A. D. Breck (eds.), *Physics, Logic, and History*, New York/London: Plenum Press, 173–190.
- Meinong, Alexius,
 (1899) „Über Gegenstände höherer Ordnung”, in: *Gesamtausgabe*, hrsg. von R. Haller und R. Kindinger, Bd. II, Graz: Akademische Druck- und Verlagsanstalt 1971, 377–480.
 (1904) „Über Gegenstandstheorie”, in: *Gesamtausgabe*, hrsg. von R. Haller und R. Kindinger, Bd. II, Graz: Akademische Druck- und Verlagsanstalt 1971, 481–535.
- Mulligan, Kevin (ed.),
 (1992) *Language, Truth and Ontology*, Dordrecht/Boston/London: Kluwer Academic Publishers.
- Plantinga, Alvin,
 (1974) *The Nature of Necessity*, Oxford: Oxford University Press.
- Prior, A. N.,
 (1971) *Objects of Thought*, Oxford: Clarendon Press.
- Quine, Willard V. O.,

- (1948) „On What There Is”, *Review of Metaphysics*, 2 (1948), 21–38; neuge-
druckt in in: Quine 1953, 1–19; zitiert nach Quine 1953.
- (1953) *From a Logical Point of View*, Cambridge, Mass.: Harvard University
Press.
- (1960) *Word and Object*, Cambridge, Mass.: The MIT Press.
- Routley, Richard,
(1980) *Exploring Meinong's Jungle and Beyond. An Investigation of Noneism and
the Theory of Items*, Camberra: Interim Edition.
- Russell, Bertrand,
(1905) „On Denoting”, *Mind*, 14 (1905), 479–493.
- Sellars, Wilfrid,
(1979) *Naturalism and Ontology* (The John Dewey Lectures for 1973–74), Re-
seda, California: Ridgeview Publishing Company.
- Simons, Peter,
(1987) *Parts*, Oxford: Clarendon Press.
- Van Inwagen, Peter
(1990) *Material Beings*, Ithaca and London: Cornell University Press.
- Wiggins, David,
(1980) *Sameness and Substance*, Oxford: Basil Blackwell.
- Wittgenstein, Ludwig,
(1922) *Tractatus logico-philosophicus*, London: Routledge & Kegan Paul.
- Wolterstorff, Nicholas,
(1970) *On Universals*, Chicago: University of Chicago Press.